**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
**Band:** 108 (1982)
**Heft:** 47

**Artikel:** Eine kritische Liebeserklärung an Wien
**Autor:** Weigel, Hans
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-616106

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Es gibt wenige Photodokumente, die die Seele Wiens mit solch prägnanter Offenheit und Schärfe zeigen. Dieser charmante Schnappschuss, aufgenommen an einem heissen Augusttag des Jahres 1982 während der Vesperzeit, lässt tief in Traditionen, Leidenschaften, Geheimnisse und Herzlichkeiten dieser Stadt blicken. Links mit dem Ellbogen auf dem Tisch sehen Sie den bekannten Oberkellner Rönerl Ferl aus dem Café Hawelka, in der Mitte der begnadete Schriftsteller Hans Weigel, dann hinter ihm, der Mann an der Kamera, den Sie deutlich in den Spiegelungen des Fensters erkennen, ist der berühmte Walzerkönig Herr Professor Franzerl Markbein, und auf der rechten Bildhälfte der hochdekorierte Totengräber Christopherl Glorl, der seit 30 Jahren seinen Dienst auf dem Zentralfriedhof mit lobenswerter Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit versieht. *René Fehr*

# Eine kritische Liebeserklärung an Wien

von Hans Weigel

*Über Wien zu schreiben ist so schwer, weil es so leicht ist, über Wien zu schreiben.*

*Man kann über Wien schreiben, was man will, und es wird stimmen.*

*Es gibt schöne Städte, es gibt hässliche Städte; Wien ist beides. Es gibt Grossstädte, es gibt Kleinstädte; Wien ist beides. Es gibt fortschrittliche Städte, es gibt rückschrittliche Städte; Wien ist beides. Wien ist die grösste Kleinstadt und die kleinste Grossstadt.*

*Wien ist eine so schöne Stadt, dass es, einem runden Jahrhundert von Entstellungen zum Trotz, immer noch schön ist.*

*Wien ist die Stadt, die Gustav Mahler, Alban Berg, Sigmund Freud abgelehnt hat. Aber Wien ist die Stadt Gustav Mahlers, Alban Bergs, Sigmund Freuds.*

*Wien lässt sich gern als Stadt der Lieder feiern; aber diese Lieder haben fast ausnahmslos schauerliche Texte.*

*Wien ist die Stadt des Kaffees und des Kaffeehauses, Wien ist die Stadt des heurigen Weins. Wien hat einen gewaltigen Bierkonsum.*

*Wie geht das zusammen?*

*Die Wiener Küche wird international gerühmt, aber die Zubereitung von Salat ist in Wien höchst mangelhaft, und viele Gemüse werden in einer dicken, allen Gesetzen des Kulinarischen Hohn sprechenden «Einbrenn» (Schwitze) serviert.*

Beim Heurigen

## Der Walzer als Geräuschkulisse

Ein österreichischer Autor hat die Österreicher als «Volk der Tänzer und Geiger» bezeichnet. Wenn man diese Formel nicht gewohnheitsmässig hinnimmt, sondern im Hinblick auf die Wiener kritisch überprüft, kommt man zu einem überraschenden Resultat:

Der Wiener ist Geiger nur im Plural. Unter den grossen Geigern dieses Jahrhunderts gibt es nur zwei Wiener: Fritz Kreisler und Wolfgang Schneiderhan. Alle Wiener Meister des unverwechselbaren hiesigen Geigenklangs waren und sind Kammermusiker, Konzertmeister, Orchestermusiker.

Wien war sicherlich die Haupt- und Residenzstadt des Walzers und ist es vermutlich immer noch, aber die Wiener haben schon in den zwanziger Jahren, als noch grosse Wiener Walzer geschrieben worden sind, nicht so leidenschaftlich im Dreivierteltakt getanzt, wie Filme, Operetten und Berichte über den Opernball es vortäuschen wollen. Walzer wird in Wien nicht so sehr gern getanzt wie gern gehört und noch lieber exportiert. Der Walzer ist in Wien vorwiegend Geräuschkulisse und Berufsausübung.

Vielleicht liebt der Wiener den Walzer auf ähnliche Manier wie der Argentinier das Rindfleisch liebt und der Araber das Erdöl: im Bewusstsein der positiven Auswirkung auf Handels- und Zahlungsbilanz.

Nur die Zahlungs- und nicht die Handelsbilanz fördert der Heurige. Er lockt die Konsumenten von nah und besonders von fern, er ist, anders als Edelstahl, ein immer noch blühender österreichischer Industriezweig. Er macht die romantischen Täler und Hänge um Wien noch romantischer und verleiht selbst vergleichsweise reizlosen Gegenden im Nordosten und Osten der Stadt Stimmung und jenes Existenzminimum an Gemütlichkeit, das man nur gelegentlich um Wien, kaum je in Wien antrifft.

## Ein unheiliger Wallfahrtsort

Der Heurige, einst direkte Verbindung der Weinbauern mit den Weinkonsumenten unter Umgehung des Handels und Gewerbes, ist längst eine Gaststätte geworden, Schauplatz von Pressekonferenzen, Präsentationen und Betriebsfeiern. Allnächtlich entleeren sich Autobusse vor seinen Toren, ein unheiliger weltlicher Wallfahrtsort, eine Promille-Grossverteilungsstätte im lärmenden Gedränge Seligsein-Wollender, an dem Bacchus keine Freude hätte.

Es gibt natürlich nicht nur solche Heurige. Und wer wissen will, wie der Heurige gemeint war und wo er immer noch stimmt, der suche so lange, bis er einen Garten findet, wo man unbequem sitzt, wo es still ist, wo Lieder höchstens halblaut gesummt werden, wo vielleicht manchmal gelacht, aber nicht gegrölt und gekreischt wird.

Auch diesen Heurigen gibt es, denn Wien ist, wie gesagt, jeweils beides.

Vom Heurigen kommt, vom Heurigen lebt, vom Heurigen handelt auch sehr oft das Wiener Lied, und es kündet durch seine Verbreitung von Wiens magischer Ausstrahlungskraft.

Wäre in Franken, in der Pfalz, an der Mosel, ein Lied entstanden, in dem der Sänger feststellt, er müsse in seinem früheren Leben eine Reblaus gewesen sein, oder darstellt, wie es zugeht, wenn er mit seinem Dackel vom Weinhaus heimwärts wackelt, wenn er verkündet, es müsse ein Stück vom Himmel sein: Staffelstein und der Wein, Gimmeldingen und der Wein, beziehungsweise Traben-Trarbach und der Wein, wenn er empfiehlt, man möge beim Abschied leise «tschüsschen» sagen, könnten die betreffenden Lieder in Franken, in der Pfalz, an der Mosel populär werden, aber niemand in Wien würde sie kennen oder gar schätzen.

Die Wienerlieder aber, obwohl seit Jahrzehnten nicht mehr durch Filme verbreitet, haben sich weit über Wien hinaus und über den Main hinaus als Evergreens erhalten. Sie haben den Status von Volksliedern erreicht, ihre Musik ist fast immer ansprechend, von holder, wohlkonfektionierter Dreivierteltakt-Langsamkeit. Manchmal, ganz, ganz selten, sind auch die Texte wohlgeraten: «Es wird ein Wein sein, und wir werd'n nimmer sein», «Erst wann's aus wird sein» oder das prometheische: «Ich hab' die schönen Madln nicht erfunden»: Wenn Gott mich anders gewollt hätte, hätte er mich anders erschaffen sollen!

## Wien und der Wein – eine Doppelmonarchie

Die Wiener sind zwar über Wien, über sich und einander verzweifelt, aber sie singen im langsamen Dreivierteltakt das Lob Wiens, als wollten sie sich zu Wien zureden, sich und einander eines Besseren belehren. Wien, die Stadt meiner Träume, Wien bleibt Wien, es gibt nur ein Wien, lauter ambivalente Texte, denn «Wien bleibt Wien» kann Verheissung oder Drohung sein, dass es «nur ein Wien» gibt, kann als das Äusserste an Herausforderung gelten, mehr als ein Wien wäre unerträglich, und die «Stadt meiner Träume» könnte ja auch Angstträume auslösen. – «Wien wird bei Nacht erst schön»? Und bei Tag ist Wien nicht schön?

Gewiss, es gibt auch viele Lieder zum Preis der Stadt Paris, und manche sind erfolgreich exportiert worden, aber es gibt keine Gattung der Pariserlieder; es gibt etliche, nicht sehr viele, Berliner Lieder, Münchner Lieder, man singt

sogar Lieder zum Lob der Stadt New York. Aber die unüberschaubare Fülle ständig weiterwuchernder Wiener Lieder ist doch einzigartig und eigentlich unerklärbar, ganz ebenso der übermässige Reiz Wiens in den Texten von Wiener Operetten, die Selbstbeweihräucherung in Exportqualität.

Und eigentlich ist das alles nicht lustig, nicht gemütlich, eher resignativ, eine Flucht aus der Wirklichkeit, also eigentlich die Negation des realen Wien, weil der Wein erforderlich ist, um Wien zu bewältigen.

Wie traurig müssen die Wiener von Natur aus sein, wie müssen sie an Wien leiden und am Leben ganz allgemein, wenn sie so viel Wein brauchen, um zu vergessen oder gar um glücklich zu sein!

Der Tod lauert, zum Sprung geduckt, in jedem zweiten Wiener Lied; und die abgegriffene Dreivierteltakt-Formel für die Lebensfreude und für die wienerische Selbstdarstellung wäre passend abzuändern in «Wein – Tod – Gesang».

## Die Wienerin, eine stille Dulderin

«Ein Stück vom Himmel» muss (müsste) sein: erstens Wien, zweitens der Wein. Das Weib hat zwischen «Wein» und «Gesang» wenig zu suchen.

Ich möchte überhaupt, wenn ich mir's aussuchen könnte, keine Frau sein, zumindest noch in den nächsten zweihundert Jahren nicht. Wenn aber überhaupt, dann um keinen Preis eine Frau in Wien.

Die Wienerin, zunächst ein fesches Mädel, wird übergangslos zur «Alten». Im Wiener Alltag, im Wiener Lied, im volkstümlichen Wiener Theater ist die Gattung der Ehefrau mit niederschmetternder Selbstverständlichkeit als böse, als Drache, als «Bisgurn», als grosser Schaden vorausgesetzt. Ihr kommt im Wiener Volkslied etwa die Rolle zu, welche im banalen deutschen Witz alten Stils die Schwiegermutter innehatte.

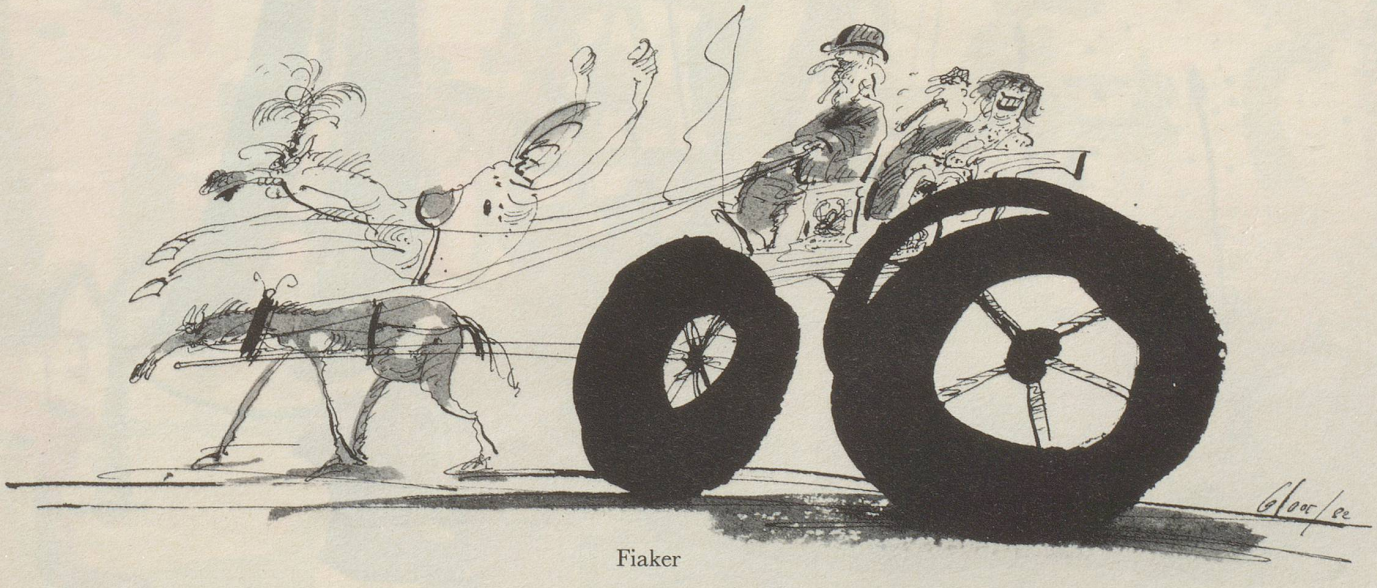
Die Frau behandelt ihren Mann schlecht. Und sie weiss, warum. Ihr steht nicht, wie der traditionell gleichfalls vernachlässigten Pariserin, der Ausweg zum Liebhaber, zum Hausfreund offen. Für eine verheiratete Frau, sagt Nestroy irgendwo, ist es am besten, wenn sie den Ruf einer stillen Dulderin hat. Sie ist als Wienerin zu Wien verurteilt, und als Liebhaber oder Hausfreund kämen ja vor allem Wiener in Betracht – und dann hätte sie halt zwei Männer, in deren Vokabular das Wort «Liebe» nicht vorkommt.

Arthur Schnitzler, der Dichter der grossen Vergeblichkeit, der mehr über Wien wusste als irgendein anderer nach Nestroy (der's nicht so sagen durfte, wie er gewollt hätte) und vor Doderer (in dessen erzählendem Werk es keine grosse Liebesgeschichte à la Flaubert, Balzac, Storm, Fontane, Tolstoi gibt), hat in seinem wienerischsten Opus namens «Reigen» zehn Dialoge zwischen Wienern und Wienerinnen protokolliert; Liebe findet in jeder dieser Szenen statt, wird aber in keiner gelebt.

Und Sigmund Freud, Schnitzlers erklärter Doppelgänger, der komplementär in ein System gebracht hat, was Schnitzler darstellte, hat Hysterien und Neurosen und Fehlleistungen auf das zurückgeführt, was er Libido nennt und was das Gegenteil von Liebe ist. Doch alle seine Fälle, denen er seine Erkenntnisse abgewann und aus denen er sein Lehrgebäude aufbaute, waren, das vergisst man gern, Wienerinnen und Wiener.

## Der Tod muss ein Wiener sein ...

Die gemütliche, lebensfrohe Stadt der Walzer des (krankhaft melancholischen) Johann Strauss hat in ihrer legendären Blütezeit um die Jahrhundertwende ein Äusserstes an säkularer Destruktion geleistet und infektiös über Wien hinaus verbreitet. Neben einer letzten grossen Besinnung um Form, dem sogenannten Jugendstil (Wien ist jeweils beides), hat Adolf Loos, Vorläufer späterer Bauhaus-Gesinnung, jedes Ornament als Verbrechen denunziert und die Fassaden radikal von allem Zierat gereinigt, hat Arthur Schnitzler das Sterben ins Leben hineingenommen und die Lüge als Todeskrankheit seiner Welt diagnostiziert, hat Karl Kraus die



Fiaker

Sprache seiner Welt als Hochverrat an der Sache entlarvt, haben Gustav Klimt, Egon Schiele und Oskar Kokoschka die perspektivische Ordnung der Dinge aufgelöst, hat Arnold Schönberg die Dur- und Moll-Tonarten liquidiert ... und diese Prophetien erfüllend, wurden die Ergebnisse der Wissenschaft und Kunst in politische Wirksamkeit umgesetzt, wurde von Wien aus das Stichwort für das grosse Spektakel der Letzten Tage der Menschheit gegeben.

Der Tod muss ein Wiener sein – singt der sterbenslustige Wiener Georg Kreisler gleichsam als Epilog des apokalyptischen wienerischen halben Jahrhunderts. Und weil Wien Wien bleibt, sang die Stadt selbst, um die Mitte dieses halben Jahrhunderts, im langsamen Dreivierteltakt ihr eigenes Requiem als Wiener Lied: «Wien, sterbende Märchenstadt, die noch im Tod für alle ein freundliches Lächeln hat ...»

Wien starb, abwechslungsreich und so attraktiv, wie es Maurice Ravel in «La Valse» dargestellt hat, immer wieder, immer anders, von 1914 bis 1918, von 1918 bis 1927, von 1927 bis 1933, von 1933 bis 1934, von 1934 bis 1938 und war hiemit so endgültig gestorben, dass es (Wien ist jeweils beides) im Stand des Ausgelöschtseins reif für die gloriose Auferstehung werden konnte.

Die Wirklichkeit stand hier nie sehr hoch im Kurs.

## «Eintritt für jedermann ausnahmslos verboten!»

Flucht vor der Wirklichkeit, die Egon Friedell als Wesenszug Grillparzers diagnostiziert hat, ist eine allgemein wienerische Konstante.

Daher: der Vorrang der Musik, die nichts und alles aussagt, daher die übermässige Bedeutsamkeit der Musik nachschaffenden Prominenz: Dirigenten, Solisten, Sänger, der wienerische Vorrang der Wiedergabe vor dem Werk.

Als sich die Herren Carter und Breschnew in Wien zusammenfanden, um SALT II zu beschliessen, wurden sie zu einer Galavorstellung in die Wiener Staatsoper geladen. Die Wiener wussten, was Gästen gebührt, und applaudierten freundlich, als die beiden Herren erschienen. Anschliessend aber brach zehnfach stärkerer Applaus los, denn Karl Böhm trat ans Pult.

Daher auch: die dominierende Rolle des Theaters, des Theaters unabhängig von den Stücken. Je unerheblicher der Anlass, desto zentraler der Akteur, der sich als Souverän auch über die Schwächlichkeit und Kurzatmigkeit dramaturgischer Abläufe erhebt.

Daher also: das Spiel in jedem Sinn als Inbegriff Wiens.

Die einzigen Regeln, die Wien respektiert: die Regeln des Fussballspiels und des Kartenspiels. Aus allen anderen geschlossenen Systemen, von der Verkehrsregelung bis zum Bürgerlichen Gesetzbuch, führt in Wien ein Hintertürl ins Freie.

Jörg Mauthe hat diesen Tatbestand in unüberbietbarer Verkürzung festgehalten: Auf einer Türe steht «Eintritt für jedermann ausnahmslos verboten» und darunter «Achtung, Stufe».

Einst standen zwei Männer, lange nach Mitternacht, auf einer Wiener Strasse und taten, was Männer nur in eigens diesem Zweck vorbehaltenen öffentlichen Anstalten tun dürfen. Zwei Wachleute kamen hinzu. Sie sagten nicht: «Das ist verboten!», sie diktierten keine Strafe, sie rügten die beiden nicht einmal. Sie waren Wiener Wachleute, sie sagten nur vorwurfsvoll: «Haben S' uns denn nicht g'sehn?»

## «Ordnung» und «Wien»: zwei unvereinbare Begriffe

Zweimal zwei ist in Wien nur vier, wenn's gar nicht anders geht. In Wien funktioniert vieles – mehr, als man annehmen möchte, funktioniert in Wien! –, aber es funktioniert nicht, weil es so vorgesehen ist, es funktioniert trotzdem. Die Improvisation ersetzt die Planung.

Zum Beispiel auch die grossen Walzer der Brüder Strauss mit ihren weit ausschwingenden, frei schweifenden symphonischen Vorspielen, Phantasiestücke ohne jede formale Gebundenheit, die dann in Regel-Mässigkeit münden müssen: Da ist (jeweils beides) das Mögliche herrlich angedeutet und wird dann in die Walzer-Ketten der Wirklichkeit eingezwängt.

Drum ist zum Beispiel der dritte Akt der «Fledermaus» der wienerischste Beitrag zum Phänomen Theater. Man kann nicht, wie bei allen anderen dramatischen Anlässen, mehr oder weniger spielen, was im Buch steht. Denn dort steht sozusagen nichts. Die Szenen des Faktotums Frosch bestehen aus Extempores, die in mündlicher Überlieferung tradiert werden.

Drum ist zum Beispiel die Wiener Ringstrasse eine Einbahnstrasse; aber die Strassenbahnen fahren in beide Richtungen.

Drum ist es zum Beispiel auch so widernatürlich, dass auswärtige Regisseure mit Wiener Schauspielern wochen-, ja monatelang Proben abhalten wollen. Perfektion ergibt sich, wenn alles unzureichend vorbereitet wurde und dann doch gelingt. Perfektion vollzieht sich im Stil der Marne-Schlacht vom Herbst 1914, als die Deutschen schon ganz nah von Paris waren, ihr Sieg nach allen Gesetzen der Strategie vorhersehbar war, als Frankreich seine Soldaten in Pariser Taxis an die Front brachte und die Deutschen aufhielt und damit den Ersten Weltkrieg entschied.

Wien braucht seine jeweilige Marne-Schlacht, um zu siegen, ja, eigentlich: um zu funktionieren. Von allen grossen Abenden der Staatsoper und der Wiener Philharmoniker zu den Triumphen der Fussballmannschaft Austria, der österreichischen Nationalmannschaften und den gelegentlichen Hochleistungen in den Schauspielhäusern.

## Hans Moser, die Schlüsselfigur des Wienerischen

Wien kennt keinen nennenswerten Fasching und ist auch zu Silvester recht lustlos, denn die Fröhlichkeit lässt sich nicht vom Kalender vorschreiben.

Die Herren Techniker des Rundfunks und des Fernsehens, ebenso die Herren von der Technik in den Schauspiel- und Opernhäusern, sind hochqualifizierte Spezialisten; solche gibt es nicht nur in Wien. Aber in Wien wachsen sie über sich selbst hinaus, wenn sie unvorbereitet dem Unerwarteten gegenüberstehen. Ein Fussballspiel, ein Abfahrtslauf, eine Demonstration – das kann nicht vorweg in allen Einzelheiten festgelegt werden. Und da sind die Unserigen grösser als die Auswärtigen.

So wie auch unsere grossen komischen Darsteller im Extempore am grössten sind, als brauchten sie die Rollen nur, um aus ihnen zu fallen.

Drum ist auch die Aufführungs-Tradition des «Lumpazivagabundus» von Johann Nestroy durchwürzt von klassi-

schen Extempores, die nicht im Buch stehen.

Drum ist auch Hans Moser eine Schlüsselfigur des Wienerischen, und das nicht durch den von ihm gezeichneten Typus, und schon gar nicht durch den Alkoholgehalt seiner Liedertexte, sondern: weil er ein Leben lang – ehe er die klassischen Rollen seiner späten Jahre spielen durfte – nie gesagt hat, was im Buch steht, sondern weil er mit «Bitte» und «Schaun S'» aus der Grammatik ausgestiegen ist, weil er Kabarett, Orpheum, «Bunten Abend» mit seinen Erfahrungen des «Hier und jetzt um jeden Preis» gegen alle Ordnungen der Theater- und Filmzunft in sein Spiel eingebracht hat.

Drum wird es auch niemanden wundern, dass die in Wien gesprochene Sprache nicht so ist, wie sie im Buch steht. Ja, ihre Entfernung von der Buchsprache ist beträchtlicher als anderswo zwischen Passau, Konstanz und Husum. Dies ist das Handicap der redenden und schreibenden Durchschnitts-Wiener und die Chance der schreibenden Wiener Schriftsteller und Dichter.

Sie müssen eine so ungeheure Distanz von der Sprache rund um sie bis zu der Sprache, in der sie schreiben, überwinden, dass sie in der Überkompensation, wenn sie glückt, zu grossen Höhen emporwachsen.

Der Wiener kennt keinen Konjunktiv, er kennt kein Imperfekt. Er macht bis hoch hinauf in der offiziellen Hierarchie die ärgsten Fehler, er gefällt sich in der sprachlichen Schlamperei, und damit ist nicht der Dialekt gemeint, sondern jene sprachliche Ebene, die anderswo phonetisch und durch Regionalismen gefärbt, aber grammatikalisch relativ intakt ist. Man ist «am Land», man vergisst «an etwas», man isst «einen Erdäpfel», man spielt den Walzer «Rosen aus den Süden» ... die Sprache der tonangebenden Wiener setzt sich aus Fehlern zusammen.

Aus diesen amorphen Regionen sind Karl Kraus, Alfred Polgar, Peter Altenberg, Robert Musil, Heimito von Doderer, Otto Stoessl, Friedrich Torberg, auch Sigmund Freud und ein ganzes Packl neuerer und jüngerer, Friederike Mayröcker und Jutta Schutting etwa, aufgestiegen in die unter Schmerzen gemeisterte Prosa, die bestes Deutsch ist und doch ihre Herkunft nicht verleug-

net, so wie der beste Kaffee in Paris anders ist als der gleichbeste in Italien.

Hier, fast nur hier, ist Ordnung dem schlampigen Wien abgetrotzt, wenn auch eine Ordnung, die sich selbst ihre Gesetze gibt, die sich Wort für Wort, Satz für Satz ihre deutsche Sprache, die keine ist und ihr nur zum Verwechseln ähnlich sieht, die gutes Deutsch, aber nicht gut deutsch ist, jeweils erfindet.

In seiner Prosa und in seiner Lyrik ist Wien anders als Wien. Also doch wieder ganz und gar Wien.

## An der schönen unblauen Donau

Die Lage Wiens am sanft auslaufenden Rand der Alpen ist nicht gleichrangig mit Wiens Lage an der Donau. Fast scheint es tragisch, dass da eine grosse europäische Stadt und ein grosser europäischer Strom einander so nahe liegen und doch nicht ganz zueinander gehören. Wie sehr stimmt es mit London und der Themse, mit Rom und dem Tiber, smit Paris und der Seine ... die Donau aber strömt an Wien vorbei, sie ist nicht Bestandteil des Stadtbilds, sondern eine fast entbehrliche Zierleiste am Rand und eigentlich nur von oben her gesehen scheinbar dazugehörig. Dieser Umstand schadet weit mehr als die Tatsache, dass die Donau überdies auch noch nicht im geringsten blau ist. Schön – ja. Blau – nein.

Die Donau entlässt, ehe sie an der Stadt vorbeizuströmen sich anschickt, einen Arm, der an die Stadt Wien nicht heran, sondern in sie hinein und dann aus ihr hinaus zurück in sie fliesst, ganz an das Zentrum hin und auch nicht unasstattlicher als etwa die Seine oder der Tiber oder die Spree. Hätte dieses Gewässer einen Namen, der etwas hergibt, wäre es das flüssige Wahrzeichen Wiens, und die Textautoren würden einander in rühmenden Reimen überbieten. Doch es heisst Donaukanal, und das ist nicht poetisch, daraus lassen sich keine Lieder gewinnen, «Kanal» gibt ausserhalb von Venedig nicht das Geringste her, «Kanal» ist inferior. Dieser Name ist die Achillesferse von Wien, obwohl der Donaukanal, sachlich betrachtet, seine Reize hat und jetzt auch durch modernistisch grosszügige Bauten an seinem Rand aufgewertet wird.

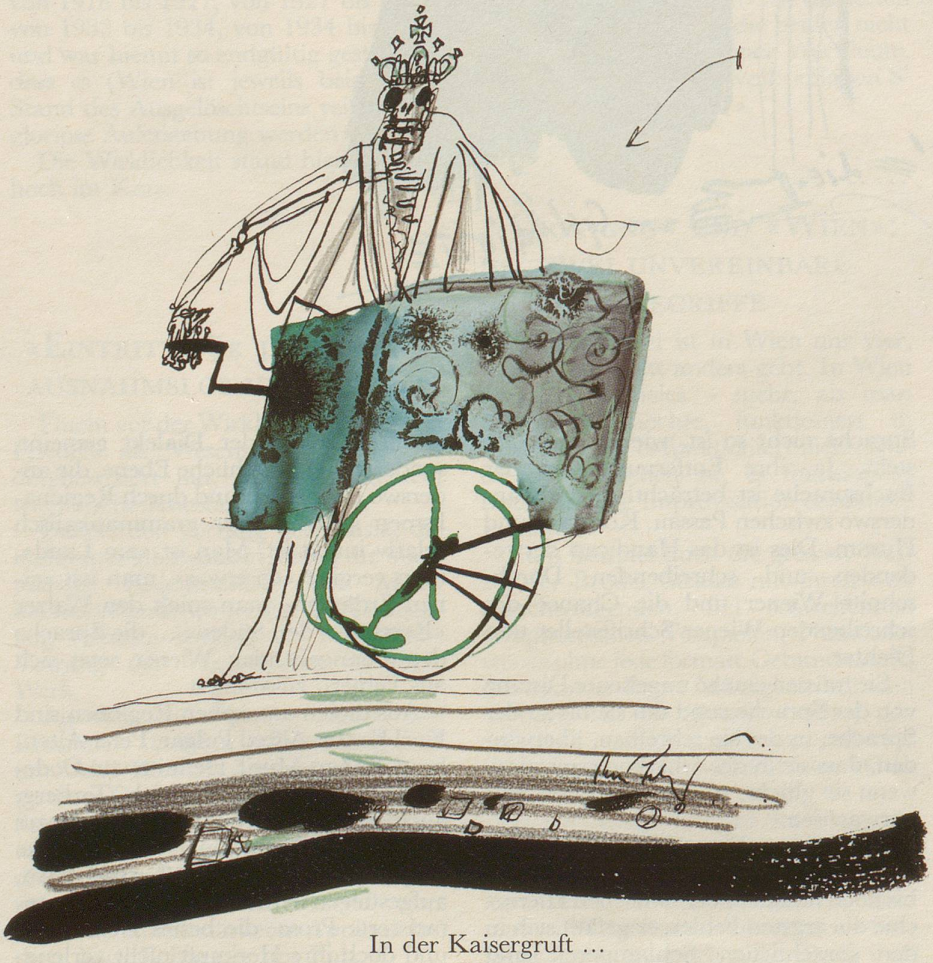
Irgendwo in seinem Verlauf nimmt der Donaukanal in sich den Wien-Fluss auf, der vom Wienerwald hierher gelangt ist, man kann nicht sagen: geflossen; denn die Wien ist nur dem Namen nach ein Fluss, und sie rieselt, sie tröpfelt durch Wien, vom Westen her, Hütteldorf, Hietzing, dann zwischen den Bezirken vier und sechs schon völlig unterirdisch, dann im Stadtpark ans Tageslicht gelangend, in eine imposante Jugendstil-Gestaltung eingefasst, doch weiterhin durchaus unansehnlich, ein Gewässerzwerg in einem Riesenbett – dies alles nur, um Überschwemmungen vorzubeugen. Jahrzehntelang wurde der «Fluss» reguliert, schon bevor er die Stadt erreicht, mit Schleusen, Becken, Seen, zur Lächerlichkeit reguliert.

Und dann, wenn der Stadtpark zu Ende ist, wird gemündet. In den Donaukanal. Rechts von der Vorderen Zollamtsstrasse gesäumt, links von einer Strasse, deren Namen keiner kennt; ich musste Quellen zu Rate ziehen, um festzustellen, dass sie «Schallautzerstrasse» heisst, nach dem Wiener Bürgermeister und Stadtrichter Hermes Schallautzer (16. Jahrhundert).

Da ist eine Stadt stolz auf sich wie kaum eine andere, will etwas aus sich machen, verfügt über einen Fluss, der auch noch «Wien» heisst, und lässt die Mündung im Unwesentlichen verkümmern, an der Hinterfront des Volksbildungshauses Urania, gestaltlos, sozusagen rein administrativ. So etwas von Aus-etwas-nichts-Machen! Es ist, als wäre der Akt des Mündens nicht salonfähig, fast anstössig, als müsste man sich unauffällig um ihn herumdrücken.

Was haben die Deutschen aus dem Zusammenfluss von Mosel und Rhein bei Koblenz gewonnen! Wie könnte Wien hier sich und seinen Fluss städtebaulich feiern!! Nichts.

Auch das ist Wien: dieses Aus-sich-nichts-Machen, höchstens Unangetastet-Lassen.



In der Kaisergruft ...

## «So lang der alte Steffel ...»

Europa ist nicht mehr unbedingt das Zentrum der Erde. Mitteleuropa ist sicherlich das Zentrum Europas. Österreich ist nur bedingt die Mitte Mitteleuropas, wenn wir nämlich Mitteleuropa bis Krakau erstrecken, so wie es war und einmal sein wird. Wien ist nicht die Mitte Österreichs, äusserstenfalls das Herz Österreichs. Aber die Innere Stadt ist die Mitte Wiens, und diese «Innere Stadt» hat ein erklärtes, eindeutiges, unwidersprechbares Zentrum, das ist die Stephanskirche. Nein, das ist nicht die Stephanskirche, sondern der Stephansturm. Die Wiener sagen: «der Steffel», und das ist ein Maskulinum. Von der Kirche ist auch im Wiener Lied (das in diesem Zusammenhang Quellenwert hat) nie ausdrücklich die Rede. «So lang der alte Steffel ...», «Da blickt der Steffel lächelnd auf uns nieder ...», ja, ich weiss, die nächste Zeile heisst «Und denkt sich still, der stolze Dom ...», aber das ist nur um des Reimes willen so gedichtet, weil dann «der Strom» benötigt wird. Und man sagt in Wien, wenn es sich nicht reimen muss, gar nicht «Dom», man sagt «Stephanskirche», und das ist ein weiterer Erweis des lokalen Hangs zum Unterspielen, wie die Bevorzugung der Gasse vor der Strasse.

Die Stephanskirche ist eine bedeutende Kirche, vorwiegend gotisch, permanent an irgendeiner Stelle im Stand des Repariertwerdens. Sie ist gross, grossartig, grosszügig, einer katholischen Hauptstadt als Hauptkirche angemessen.

Ihr Turm aber ist mehr. Er ist ein Wunderwerk, er ist über Konfession und Gottesdienst hinaus ein Gemeinsames der Wiener; ich wünschte, ich hätte das Wort «Belang» in meinem Vokabular, denn hier wäre es angemessen.

Der Stephansturm ist: wuchtig und filigran, breithüftig und gertenschlank.

Man sieht ihn sozusagen von überall, er ist mit seiner Nadel so selbstverständlich anwesend, dass man ihn mehr hinnimmt als bewusst wahrnimmt. Es gibt andere Kirchen in Wien, die mein Herz höher schlagen lassen als die Stephanskirche, innen und aussen, die Jesuitenkirche, die Piaristenkirche, Maria am Gestade, die uralte Ruprechtskirche, die Jugendstilkirche Otto Wagners am Steinhof, die erregend herrliche Wotruba-Kirche in Mauer, aber ich kenne keinen Kirchturm, den ich so dringend brauche wie diesen.

Die Stephanskirche steht seit einiger Zeit in einer Fussgängerzone. Der Stephansturm wächst direkt aus dieser Zone heraus in die Höhe. Als sie hier die U-Bahn bauten, mussten sie achtgeben, dass sie seine Wurzeln nicht verletzten. Er kommt nicht aus der Kirche heraus, er ist sehr selbständig, fast wie ein Campanile.

Die grosse Glocke namens Pummerin, so selbstverständlich wie die Kirche und der Turm, hing hier, bis sie 1945 beim grossen Brand der Kirche barst und in die Tiefe stürzte.

1952 wurde eine neue Glocke gegossen und von Oberösterreich nach Wien gebracht. Es war kein nationales Hochfest geplant, es sollte nur ein Transport werden, aber aus ihm entwickelte sich ein improvisierter Festzug sehr eigener Art. Denn die Verbindung der Länder mit Wien beschränkt sich gemeinhin auf Strassen und Eisenbahngeleise und lässt innerlich zu wünschen übrig. Der Stephansturm hat durch die Pummerin eine unerwartete, fast einmalige Verbundenheit zustandegebracht.

Leider hängt die Pummerin nicht, wo sie hing und wieder hingehörte, sondern in dem unvollendeten zweiten Turm der Kirche.

Der österreichische Jahreswechsel findet statt, indem der Rundfunk zuerst zwölf Schläge der Pummerin und unmittelbar anschliessend den Walzer «An der schönen blauen Donau» sendet.

## Unselige Vergangenheit

Der Bezirk Leopoldstadt, von Kriegshandlungen arg betroffen, hat bis heute sein Gesicht nicht wiederfinden können. Zu sehr war er von der Minorität geprägt, die hier die Majorität war.

Die Leopoldstadt und der zwanzigste Bezirk «Brigittenau» bilden eine Insel zwischen Donaukanal und Donau. Seltsamerweise ist hier im Norden Wiens mehr «Osten» spürbar als im Osten Wiens. Beide Bezirke florieren durchaus, sie leben ihr geschäftiges Leben, aber ihr Charakter ist verschieden von dem, was Wien anderswo ausmacht, vielleicht auch darum, weil hier alles schon ganz eben ist. Und drüben, jenseits der Donau, im einundzwanzigsten Bezirk Floridsdorf, scheint Wien schon sehr fern, fügt das Städtische sich ein in die karge Landschaft. Sie wird nur belebt, wo die Donau sich in einer Kette von Klein-Gewässern zur Freizeitgestaltung empfiehlt.

Aspern und Wagram, die napoleonischen Schlachtfelder, sind hier an diesem Rand der grossen Stadt. Wenn er und wenn die Stadt Glück haben, wird Wien in etwa hundert Jahren an beiden Ufern der Donau gelegen sein.

Dass die Reichsbrücke, die bedeutendste Überquerung der Donau, kürzlich eingestürzt ist, war eine grausig makabre Spätfolge einer unseligen Vergangenheit. Diese Brücke war neben der Wienerwald-Höhenstrasse die einzige grössere Leistung des Ständestaat-Regimes für Wien. Ihr Name brachte ihr kein Glück. Ursprünglich hiess sie «Kronprinz-Rudolf-Brücke». Nach 1945 musste sie «Brücke der Roten Armee» heissen. Aber dann kehrte das «Reich» wieder. Jetzt ist sie in veränderter Gestalt wieder da und trägt den Namen Johann Nestroys. Das müsste ihr guttun. Hätte man sie 1920 statt «Reichsbrücke» schon so genannt wie heute, wäre sie vielleicht nicht eingestürzt.

Wir sind aber dem zweiten Bezirk noch nicht gerecht geworden. Denn ein anderer Wiener Kosmos ist sein Bestandteil und gleicht die Gesichtslosigkeit von Gassen, Strassen, Plätzen aus.

Nichts, ausser einigen Flak-Türmen, erinnert in den anderen Teilen Wiens an das, was hier sieben Jahre lang geschehen ist. In der Leopoldstadt sehe ich, spüre ich Wohnungen vollgepfercht mit den Unglücklichen, die aus ihren enteigneten Quartieren hierhergebracht wurden und auf die Deportation warteten.

## Im Prater blühn wieder die Bäume

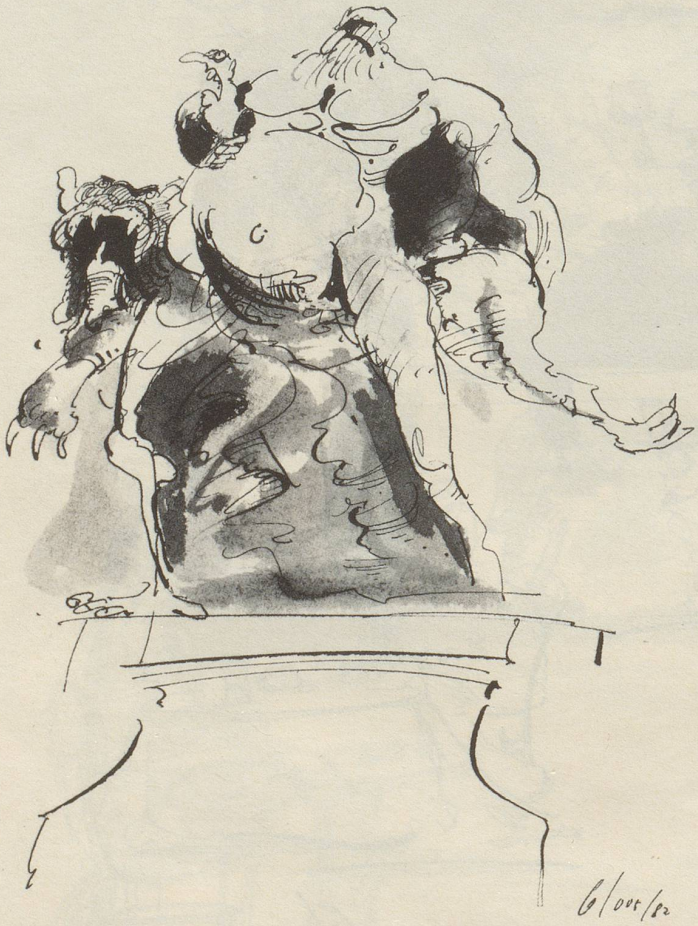
Im Prater ist die Vergangenheit aufgehoben, da waltet die Zeitlosigkeit des Bleibenden, der uralten Bäume, der Alleen, Auen, Wiesen, Gewässer, der scheinbar in die Unendlichkeit sich fortsetzenden Natur, ein Paradies des Volkstümlichen in all seinen Varianten von Bürgerlichkeit bis zur Unterwelt, im «Wurstelprater» ein Chaos von Trinken und Essen, von Gastgärten, Attraktionen und Ringelspielen, von Kleinvarietés; nicht vazierende Etablissements wie beim Münchner Oktoberfest, beim Bremer Freimarkt, beim Hamburger Dom, sondern stabile, perennierende Gebäude. Dem stillen, ernsten, weit, weit hingedehnten Riesengarten scheint hier gleichsam als Satyrspiel ein Gewirr von Unterhaltung angeschlossen, ein Vergnügungspark, eingezwängt zwischen einen Verkehrsknotenpunkt, eine breite Vorstadtstrasse und die Naturbelassenheit: Rutschbahn, Achterbahn, Grottenbahn, Geisterbahn, Spiegelkabinett, Tierschau, Spielautomaten, Schiessstätte, Ringelspiele sonder Zahl, Autodrome, Musik von allen Seiten, neben-, durch-, gegeneinander ... fröhlich? Ich weiss es nicht. So fröhlich wie eine Schnellpolka oder ein Galopp von Johann Strauss, so fröhlich wie Helmut Qualtinger ... glücklich? «Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist.»

## Die Toten konnten bleiben

Der Zentralfriedhof ist der erste Gruss der Stadt Wien, wenn man sich vom Flughafen Schwechat der Stadt nähert.

Und da ist ein sehr grosser Sektor hinter dem ersten Tor. Niemand steigt dort aus der Strassenbahn, wenige Besucher sind zu sehen, wenn die anderen Sektoren an den Totengedenktagen der Christen von Besuchern überquellen. Ein gestorbener Friedhof. Hier wurden die Wienerinnen und Wiener mosaischen Glaubens bestattet. Ganz vorn ruhen Arthur Schnitzler und sein Bruder, neben ihm seit dem Herbst 1979 Friedrich Torberg. Man tritt ein in ein unermessliches System von Gräber-Alleen, es ist unangetastet, nur dem Vergehen der Zeit unterworfen, gealtert, verfallen, und so still, so leer. Immer, wenn ich dort gehe, bin ich der einzige. Niemand sucht sie auf, all diese Hiesigen mit den Namen, die man nicht mehr kennt, die damals etwas Lächerliches hatten und heute so tragisch von den Grabsteinen auf uns sehen. Es gibt keine Juden mehr in Wien? Es gibt diese Unzähligen. Die Lebenden wurden vertrieben. Die Toten konnten bleiben.

Am Rand dieses Sektors, der der Israelitischen Kultusgemeinde untersteht, ist eine Gräber-Allee, an deren linker Seite schon Kreuze auf den Grabsteinen eingemeisselt sind, rechts aber sind noch die anderen. Unter ihnen, ganz nahe der Grenze, Karl Kraus. Aber es ist ja keine Grenze. Hier reichen sie einander über einen schmalen Weg die Hände.



Herkules

## Musik, Theater, Kabarett

Das Burgtheater haben zwei Architekten gegeneinander gebaut; die kalte Pracht der beiden seitlichen Aufgänge dominiert fledermausig das eigentliche Haus, und man weiss nicht genau: Soll man das Theater von der Mitte oder von der Seite her betreten? Das Innere musste neugestaltet werden und hat das echte Mass eines repräsentativen grossen Schauspielhauses im rechten Gleichgewicht von einst und jetzt, es ist zweifellos die bisher beste Form dieses unglückseligen Raums.

Das Halbrund des Foyers hat seine einstige Gestalt bewahrt und ist eine ehrwürdige, doch anheimelnde Antiquität; die Vorstellungen finden heute, die Pausen finden zur Zeit Franz Josephs statt.

Auch die Oper ist halb bewahrt, halb zerstört gewesen. Das Foyer ist geblieben, auch die grosse Treppe. Man steigt in der Vergangenheit empor und betritt durch eine vergleichsweise unscheinbare kleine Tür die Gegenwart. Innerhalb der Gegenwart ist dieses Opernhaus eher konservativ, angenehm konservativ, wohlproportioniert trotz der

Riesigkeit; hier darf Mozart und hier darf Wozzeck wohnen, nur der eiserne Vorhang hätte nicht passieren dürfen.

Im Grossen Musikvereinssaal ist die Musik gut aufgehoben wie nirgends sonst. Sein Gold, seine Karyatiden, seine Kassettendecke sind geheiligt durch ein klingendes Jahrhundert grosser Ereignisse. Dieser Saal, diese grosse Schachtel, liegt einige Schritte von der Ringstrasse entfernt, er täuscht nicht Antike, Gotik, Renaissance, Barock vor; die Schauerlichkeit schlägt um ins Liebenswerte. Als Hausherr fungiert die «Gesellschaft der Musikfreunde», und als Auditorium formiert sich hier seit je eine Gesellschaft von Musikfreunden, professionelle Hörer, kritisch geniessend, leicht erregbar im Positiven wie im Negativen, konservativ bis zur Unbegreiflichkeit. Strawinsky, Bartók, Alban Berg haben sich eben halbwegs durchgesetzt.

Das Konzerthaus, einige Schritte von hier entfernt, ist die Pflegestätte des musikalisch Neuen, hierfür prädestiniert, weil es auch als Gebäude viel jünger ist, 1913 als Abschiedsgeschenk des Jugendstils erbaut; hier dominiert nicht nur das Kulinarische und nicht nur die Prominenz.

Die Gesellschaft der Musikfreunde: Ihrer Majestät Regierung.

Die Konzerthausgesellschaft: Ihrer Majestät Opposition.

In der Wiener Musik ist die freie Marktwirtschaft längst dahin. Das Konzertwesen ist verstaatlicht, verlandlicht, verstadtlicht, nur Jazzgruppen und Pop-Stars werden, vorläufig, nicht subventioniert.

Das wuchernde, halboffizielle, untergrundelnde Alternativ-Musikleben ist gleich orientiert: es gibt keine Streichquartett-Keller, keine Webern-Schuppen.

Wohl aber gibt es alles das im grossen Reich des Theaters und des Kabaretts; man möchte meinen, dass Wien erst seit kurzem eine wahre Grossstadt ist, denn alles das gehört zu einer solchen. Die Unzufriedenheit, die Negation, das Rebellen- und Raunzertum frassen sich seit dem Wiener Kongress in die Seelen hinein: man war dagegen und schimpfte murrend vor sich hin, es kursierten Witze, und die Komiker spielten auf Aktualitäten an. Heute machen die Wiener sich Luft, sie artikulieren das Negative, eine Garde von Liedermachern ist da und hat den Wiener Dialekt auf neuartige Manier sogar exportfähig gemacht: Danzer, Ambros, Cornelius,

Horton, Maron, Hirsch, Fendrich, Kriechbaum, Kainz, Morak ... und das sind nicht alle. Angefangen hat es mit der Dialekt-Lyrik von Artmann, Rühm, Achleitner, nein, eigentlich mit dem Qualtinger (Text und Musik: Bronner). Es gibt, wenn auch keine stabilen Kabaretts, zahlreiche Kabarettisten in Wien, obenan den trefflichen jungen Lukas Resetarits. Und das Lustige dabei ist, dass dieser kritische Sprengstoff im offiziellen Rundfunk (Ö 3) betreut und gepflegt wird.

Auch das Wiener Rathaus (Abteilung Kultur) fördert die Aggression gegen das Establishment. Und auch die Literatur ist längst aus den offiziellen Ufern getreten und lebt sich in Kleinveranstaltungen und einer bunten Menge literarischer Zeitschriften aus.

Die Anzahl begabter und interessanter und vielversprechender Autoren, vorwiegend jüngerer Jahrgänge, ist kaum übersehbar. Ähnlich steht es um die bildenden Künstler. Der Anzahl der kleineren, mittelkleinen und noch kleineren Galerien ist Legion.

Wien, einst eine Theater- und vor allem Musikstadt, ist, was es nie war, längst auch eine Stadt der Literatur und der bildenden Kunst. Und die Stadt Wien ist, wie auch andere Erscheinungen, der Stadt Wien und ihrer ungeahnten und traditionswidrigen Blüte nicht gewachsen.

## Die Walzerstadt im Ländlerland

Österreich besteht aus neun Bundesländern. Österreich hat eine Bundeshauptstadt. Wien ist die Hauptstadt von Österreich, zugleich aber auch ein Bundesland. Wien ist die Hauptstadt von Wien. Wie es Stadtstaaten gibt, ist Wien ein Stadtland.

Wie sein Umland namens Österreich ist aber auch Wien jeweils immer grösser als Wien und kleiner als Wien.

Es wuchs, zu schnell, im vorigen Jahrhundert bis zur Masse der klassischen einundzwanzig Bezirke. Einmal wurde, anno Grossdeutsches Reich, Wien über Gebühr ausgedehnt, aufgeblasen, gigantisiert, mit Regionen vereinigt, die nichts mit Wien zu tun haben. Und wurde dann, glücklicherweise, nach dem Krieg auf ein vertretbares Mass reduziert, nur um zwei Bezirke bereichert, den zweiundzwanzigsten (Donaustadt) und den dreiundzwanzigsten (Liesing). Jenseits von Wien befindet sich allenthalben das Bundesland Niederösterreich, riesenhaft, bäuerlich, von gelegentlicher Industrie durchwachsen, ein Ländlerland rund um die Walzerstadt.

Schon hier in Niederösterreich fängt an, was sich dann progressiv gesteigert in ganz Österreich begibt. Sie mögen Wien nicht. Jeder kennt einige wenige sympathische Wiener. Aber sie mögen Wien nicht.

Das ist unerfreulich, aber so etwas kommt nicht nur hier vor. Auch zwischen Basel und Zürich, zwischen Genf und Lausanne, zwischen Baden und Württemberg, zwischen Köln und Düsseldorf. Das Tragische an der Wiener Situation liegt an der mangelnden Gegenseitigkeit, darin, dass Wien nicht zurückhasst.

Wien ist so vieles, so vielerlei. Eine Stadt mit Bürgermeister und Gemeinderat. Ein Land mit Landeshauptmann und Landtag. Sitz des Staatsoberhauptes. Sitz der Bundesregierung. Sitz beider Kammern des Parlaments.

Sie sagen: Wien. Welches Wien meinen sie, wenn sie Wien nicht mögen? Schon in Oberösterreich ist's sehr deutlich spürbar, in der Steiermark ist's evident ... Wien – das ist ein Reizwort.

So wie die Deutschen ein Goethe-Institut finanzieren, um im Ausland für Deutschland zu werben, müsste Wien ein Raimund-Institut oder ein Schnitzler-Institut gründen, um im Inland für Wien zu werben.

Österreich hat sich, seit es zum zweiten Mal Republik werden durfte, durchgesetzt. Österreich hat sich in Österreich positiv herumgesprochen.

Österreich hat sich auch Wien gegenüber durchgesetzt und positiv herumgesprochen. Aber Wien kann sich Österreich gegenüber nicht positiv behaupten.

Wien war die Reichs-Haupt-und-Residenz-Stadt. Ende 1918 war Wien dann nicht mehr «Reichs-», nicht mehr «Residenz-», gerade noch «Stadt», und aus dem «Haupt» war das böse Schimpfwort «Wasserkopf» geworden: unverhältnismässig gross für einen Kleinstaat, kostspielig, am Rand, anschaffend, nichts zusammenbringend – ewiges Ressentiment der Teile gegen das Zentrum. Das war das Bundes-Wien. Und dazu noch das «rote Wien», die sozialdemokratische Insel im nicht-roten Meer, der leibhaftige Gottseibeiuns der Ersten Republik, solange sie Republik war.

Die Wiener sind anders als die Wiener; aber sie sind noch viel mehr anders als die anderen Österreicher. Wir Wiener mögen vor allem einander nicht und uns nicht. Und wir haben keine Aggressionen gegen die Nichtwiener, höchstens harmlosen Spott. Doch sie haben füreinander harmlosen Spott und gegen uns Aggressionen.

Vielleicht erklärt diese unsere seltsame Zwiespältigkeit unsere Seelenlage zwischen Selbstbeweihräucherung und Depressivität, zwischen Fatalismus und Hybris.

«Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, dass es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, dass du nicht weisst, ist das eine oder das andere die Hauptsache – es mögen es wohl beide sein ...» Adalbert Stifter